

Liturgiereform – ein zwiespältiger Blick zurück

■ PETER PAUL KASPAR

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, mit der Liturgiereform des 2. Vatikanischen Konzils – das Dekret wurde 1963 beschlossen – den Beginn der Liturgiereform anzusetzen. Tatsächlich ist es jedoch ein ganzes Jahrhundert, das man in den Blick zu nehmen hat. Wenn man es schematisieren will, kann man zwei Phasen erkennen: Mehr als ein halbes Jahrhundert der Vor- und eines knappen der Nachgeschichte – im Zentrum die Sechzigerjahre, in denen die Reform diskutiert, formuliert, beschlossen und durchgeführt wurde. Wenn man den Rückblick auf ein ganzes Jahrhundert erweitert, wird etwas zutage treten, das man mit einer – vielleicht unerwarteten – Erkenntnis verbinden kann. Doch zuerst die Vorgeschichte:

Am Anfang stand ein Buch

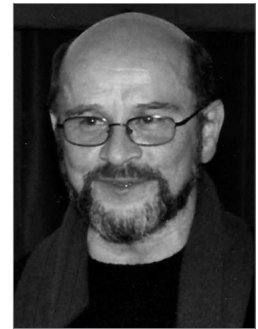
Das Buch erschien 1884 und wurde der liturgische Bestseller des folgenden Jahrhunderts und ein Meilenstein in der Liturgiegeschichte: Ein Benediktinermönch aus Beuron, P. Anselm Schott, veröffentlichte etwas, das bisher nur Klerikern und zudem in lateinischer Sprache zugänglich war: das *Missale Romanum* – das Messbuch der römisch katholischen Kirche, aber in deutscher Sprache. Von nun an konnte jeder Interessierte nachlesen, was der Priester am Altar leise vor sich hinflüsterte. Nur eine kleine Stelle sparte man aus: die beiden häufig als Zaubersprüche verstandenen Sätze, mit denen der Priester Brot und Wein zu Leib und Blut Christi „verwandelte“ – wie man damals gerne sagte. Diese offensichtlich wichtigsten und heiligsten Worte des Messtextes wollte man nicht durch eine Übersetzung und Veröffentlichung profanieren. Das hat sich natürlich geändert. Heute kann jeder Messbesucher

diese Worte laut und deutlich vernehmen.

Man könnte sagen, dass mit dieser Veröffentlichung der erste Stein aus der Mauer des Verborgenen, des Heiligen und Wirkmächtigen gebrochen war: Man hatte dem Zauberer die geheime Formel entrissen. Der Nimbus des geheimnisvoll entrückten Textes hat sich in der deutschen Sprachgeschichte erhalten: „Hokuspokus“ ist der magische Spruch – verballhornt von lateinunkundigen lauschenden Ministranten aus „Hoc est (enim) corpus meum“. Die weitere Entwicklung der Liturgiegeschichte hat die Profanierung vollendet: Heute spricht der Zelebrant nicht mehr leise flüsternd den lateinischen Text, gebückt und abgewandt mit dem Rücken zur Gemeinde – sondern offen, laut und deutsch, aufrecht und mit dem Gesicht zum Volk, mit feierlicher Zeigegeste die Hostie und den Kelch erhebend. Das Geheimnis ist enttarnt. Alles ist klar. Von Zauber ist keine Rede mehr. Der heilige Schauer findet nicht mehr statt.

Angekommen in der coolen Welt der Gegenwart

Mit diesen profanen Worten kann man das umschreiben, was viele Traditionalisten umtreibt, wenn sie den Verlust des alten Messrituals, der lateinischen Sprache und des Nimbus des Geheimen, aber Wirkmächtigen beklagen. Und tatsächlich: Die Magie ist dahin. Der Zauberer hat ausgedient. Der heilige Schauer hat sich verflüchtigt. Die Magier sterben aus. Sie sind ein heiliger Rest: alte Männer, ohne Welterfahrung, ohne Ehefrauen, ohne Kinder. Wenn sie – selten genug – in ihren Soutanen daherkommen, erscheinen sie wie Fremde aus einer untergehenden gläubigen und bekennenden katholischen Welt. Die



Peter Paul Kaspar, Akademiker- und Künstlerseelsorger in Linz, Musiker und Buchautor, lehrte an der Anton Bruckner Universität Linz.

■ Der Streit um die Liturgiereform ist vermutlich ein müßiger Streit, wenn er die Richtigkeit einer Sache an den quantitativen Folgen bemisst.

wenigen nachkommenden jüngeren Priester, in ihren Jeans oder Krawatten wird man ohnehin nur mehr wenig brauchen – in einer gottvergessenen Welt, die das Heilige den Hunden vorwirft. Ihre Messen sind ohne Geheimnis, ihre Predigten entweder langweilig oder hipp und zeitgeistig. Und ihre Kirchen leeren sich.

Eigentlich ist das Kapitel „Schott und die Folgen“ damit bereits umrissen: Dem ersten Schritt mit der Öffnung der Liturgie für das allgemeine Verstehen und Mitfeiern folgten in innerer Logik die anderen Schritte: die liturgische Bewegung der Zwischen- und Nachkriegszeit – mit deren Pionieren Romano Guardini in Deutschland und Pius Parsch in Österreich – dann die Liturgiereform des Konzils und seither die Gewöhnung daran, die Versuche fortschrittlicher Gemeinden, die Reform weiterzutreiben und die gleichzeitigen Versuche Roms, genau das zu unterbinden. Bis zur letzten Stagnation: Es stocken die nun schon jahrelang betriebenen Vorarbeiten für ein neues Gebet- und Gesangbuch anstelle des reichlich betagten „Gotteslob“, weil Rom die Approbation für die Übersetzung der zentralen Texte (Psalmen, liturgische Texte) hinausschiebt oder verweigert. Noch zögert man, die Reform der Reform auszurufen.

Ein Schritt zurück oder nach vorn?

Ängstliche befürchten nun die Wiedereinführung der alten lateinischen Messe und sehen in der Ausnahmeregelung für die Petrusbruderschaft, weiterhin die vorkonziliare Messe feiern zu dürfen, nur das Vorspiel zur Gegenreform. Sogar die Reformfreudigen haben ihre Skepsis: Denn die Entzauberung des mythisch-magischen Rituals durch eine schnelle Reform – was sind schon zehn Jahre Liturgiereform gegen zweitausend Jahre Liturgiegeschichte und 400 Jahre des vorkonziliaren Ritus? – hat etwas Fremdes durch etwas anders Fremdes ersetzt. Denn heutig, aktuell und dynamisch war die nachkonziliare Liturgie nie. Sie war bloß ein paar Jahre auf ganz banale Weise neu. Und sie hatte nicht einmal die

Aura des Altehrwürdigen. Wie ein uraltes rauchgedunkeltes Motivbild, das sich nach der Restaurierung als knallbunte Banalität entpuppt: Ohne die Aura des Kirchenlatein haben die alten Texte ihre ehrwürdige Patina verloren.

Doch dass der Schritt zurück zur lateinischen Messe ein Fehler wäre, kann man schon am schütterten Messbesuch der Traditionalisten ablesen, bei denen der Priester wieder flüsternd und abgewandt zelebriert, während die Gläubigen, die ja ohnehin kaum des lateinischen mächtig wären, ihre alten deutschen Lieder absingen. Manche Kritiker sagen, mit der lateinischen Messe wäre der Auszug des Volkes genauso oder noch schneller erfolgt. Und vielleicht haben sie recht. Doch ist auch – wenigstens in quantitativer Hinsicht – die konzilsgemäß reformierte Messe keine Erfolgsgeschichte. Die Säkularisierung der Gesellschaft und die Privatisierung der Religion ist über die Messe – ob lateinisch oder deutsch – wie ein Naturereignis hinweggeschwappt und hat die Sonntagsgemeinden schrumpfen lassen. Der Streit um die Liturgiereform ist vermutlich ein müßiger Streit, wenn er die Richtigkeit einer Sache an den quantitativen Folgen bemisst.

Was macht den Gottesdienst lebendig?

Woran man die Gestaltung eines Gottesdienstes messen soll, ist wenigstens seit dem Konzil klar formuliert: an der tätigen Teilnahme. Hier kann man sagen, dass die weniger gewordenen Gläubigen die Liturgie aktiver mitfeiern, als dies während der Priesterliturgie in früheren Zeiten mit teils beliebigen Liedern oder beim Beten des Rosenkranzes geschah. Und hier fällt auch auf, dass mit einer tätigen Teilnahme ja nicht bloß die äußere Tätigkeit gemeint sein kann – also das laute Beten und Singen. Hier liegt sogar eine neue Einseitigkeit allzu aktionistischer Gottesdienste: denn auch das Zuhören, das Nachdenken und das Schweigen sind „actiosa participatio“. In der vorkonziliaren Messe gab es eine gute Balance zwischen Text und Musik, aber auch zwischen äußerer und innerer Aktivität.

Und es gab – wenigstens während der sogenannten Wandlung, der Elevation – eine starke Zeit der Stille. Man ist versucht zu sagen, dass es einen Gottesdienst ohne Stille nicht geben dürfte.

Die musikalische Darbietung vernachlässigt heute meist die Möglichkeit des aktiven Zuhörens. Musik gibt es fast nur als Kirchenlied. Das musikalische Sparmenü der landläufigen Gottesdienste ist häufig beschämend. Der verbale Überfluss ist zudem kontraproduktiv: Oft wird derart viel geredet, dass man gar nicht mehr hinhören möchte. Von horchen ganz zu schweigen. Die Unsitte der über den Gottesdienst verstreuten und häufig bloß improvisierten Minipredigten überwuchert als Sprachkrebs die Liturgie. In einer Kurzformel möchte man gern fordern: mehr Klangrede und sparsamere, aber disziplinierte Wortrede – beides wohl vorbereitet und mit Engagement und Authentizität. Denn dort, wo das ernst genommen wird – abseits der pflegeleichten liturgischen Sonntagsroutine mit durchreisenden Mehrfachzelebranten – dort wo man sich um gute Musik und authentische Predigt bemüht, finden sich auch lebendige Gemeinden zu lebendiger Liturgie.

Reform von unten und oben

Der Rückblick auf die beiden Phasen der Liturgiereform weist auf einen bedeutsamen Unterschied hin: Die liturgische Bewegung seit P. Schott und über die Pioniere Guardini und Parsch war eine Bewegung von unten, die sich sogar einen sorgfältig dosierten und gut argumentierten Ungehorsam leistete. Die Liturgiereform – im Deutschen Sprachraum entstanden und unabhängig von Rom durchdacht und ausgebreitet – war eine Reform von unten: dynamisch, couragiert, mit guter Theologie begleitet. Das Konzil hat in weiser Einsicht die Grundzüge dieser Reform gutgeheißen und ist in einzelnen Details sogar noch weitergegangen. Sie war zugleich eine Reform von unten (weil von dort ausgehend) und von oben (weil in Rom gutgeheißen). Eine damals glückliche Synthese von Ba-

sisbewegung und hierarchischer Kirchenreform – eine Sternstunde der Kirche im 20. Jahrhundert.

Was seither geschah?

Die Rückeroberung der Weisungsvollmacht durch die römische Zentralverwaltung der Kirche und zuletzt durch einen gelehrten Papst, der in seiner gesamten Lebenszeit nie Seelsorger war, der gern wieder die Mundkommunion reicht und die lateinische Zelebration liebt. Man sollte versuchen, ihn auch als Menschen zu verstehen: hochgebildet und kultiviert, mit ästhetischem Empfinden, musischer Bildung, einem feinen Sinn für Details (sogar in Kleidung und Schuhwerk) verkörpert er geradezu authentisch das, was Liturgie früher einmal war. Er wird das Heilige nicht den Hunden preisgeben – übersetzt: die heilige und altehrwürdige Liturgie nicht den jeanstragenden Revoluzzerkaplänen und den diskogewöhnten Jugendlichen überlassen. Aber: die haben die Kirche ohnehin schon verlassen. Und Kapläne gibt es nur noch in Spurenelementen...

Ein Fazit?

Und das ist die finale Erkenntnis: Die Reform kam von unten – von dem, was man seit dem Konzil gern und schmeichelhaft das „Volk Gottes“ nennt. Die Gegenreform kommt von oben – von jenen, die meinen im Auftrag Gottes als geistliche Monarchen herrschen zu müssen. Die katholische Kirche als weltälteste Wahlmonarchie demonstriert in der verwirrt und verwirrend erscheinenden Landschaft der zugleich reformierten und reformresistenten Gottesdienste, eine bunte Variation all dessen, was Menschen einfällt, wenn sie als Christen feiern wollen: von lateinfixierten Traditionalisten bis zu schlichten Pfarrgottesdiensten, von Pontifikalämtern in alten Kathedralen bis zur improvisierten Bergmesse, von gregorianischem Choral bis zu popigen Messevents. Dazu stelle ich mir einen nachsichtig lächelnden Gott an seinem siebten Schöpfungstag vor: ...und er sah, dass es gut war. ■

■ In einer Kurzformel möchte man gern fordern: mehr Klangrede und sparsamere, aber disziplinierte Wortrede.